

Annette Gerok-Reiter, *Individualität. Studien zu einem umstrittenen Phänomen mittelhochdeutscher Epik*. (Bibliotheca Germanica 51) Francke, Tübingen – Basel 2006. X/350 S., € 78,-.

Die Mainzer Habilitationsschrift widmet sich nicht nur einem umstrittenen, sondern auch einem schwierigen Thema: umstritten, weil die Relevanz des Individualitätsbegriffs für mittelhochdeutsche Epik keinesfalls gesichert ist; schwierig einerseits, weil der Begriff zwischen Überdetermination und Beliebbarkeit schwankt, andererseits, weil das Einzigartige des einzelnen prinzipiell nicht definierbar ist – *individuum est ineffabile*. Entsprechend setzt Gerok-Reiter in ihrer Studie grundlegend neu an. In ausführlichen theoretischen Prolegomena (S. 9–54) geht sie zunächst forschungskritisch vor und

weist latente Implikationen und apriorische Annahmen im Umgang mit dem Individualitätsbegriff nach. Anschließend bietet sie einen Neuansatz, mit dem sie „das attraktive wie diffuse Interpretament ‚Individualität‘ in Hinblick auf die mittelhochdeutsche Epik um 1200 auf eine solide methodische Basis“ stellen möchte (S. 8). Im textanalytischen Teil der Studie wird diese Basis in Analysen zum *Nibelungenlied*, *Parzival*, *Tristan*, *Willehalm* sowie *Partonopier und Meliur* erprobt (S. 55–290). Die Ergebnisse dieser Interpretationen läßt die Autorin abschließend in eine Historische Semantik des sich im Mittelalter ankündigenden Individualitätsdiskurses einfließen (S. 291–310). Die folgende Besprechung konzentriert sich besonders auf Gerok-Reiters theoretische Neufundierung des Individualitätskonzeptes.

Einleitend konstatiert die Autorin kritisch die Verknüpfung des Themas Individualität in literaturhistorischer Perspektive mit der Frage nach der Entstehung des modernen Romans und in kulturhistorischer Perspektive mit der Frage nach der Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit. Hinter diesen Kopplungen sieht sie die „Signatur Burckhardts“ (S. 23) aufscheinen, der den Individualitätsbegriff des ausgehenden 19. Jahrhunderts ontologisiert und für die Selbstbestimmung der Moderne funktionalisiert habe. Individualität sei in dieser wirkmächtigen Bestimmung mit Autonomie, Souveränität, Rationalität und dem Selbstbewußtsein der großen Persönlichkeit in engen Zusammenhang gebracht worden – Eigenschaften, die sich in der Renaissance ankündigten, im Mittelalter aber noch fehlten. Gerok-Reiter macht deutlich, daß dieses Individualitätskonzept, das sich aus dem Gedankengut der Aufklärung und des deutschen Idealismus speist, nur ein mögliches und nicht etwa das einzige darstellt. Bereits die Frühromantik habe eine Gegenposition formuliert und Individualität als einen Trieb zur Aneignung von Welt und Bildung an der Welt aufgefaßt. Diese Richtung, der sich Gerok-Reiter anschließt, weise auf eine formale Auffassung von Individualität, da hier wesentlich Differenz- und Teilhaberrelationen beschrieben werden. Individualität verstanden „als Signum für Differenz- und Differenzierungsrelationen“ (S. 32) habe den heuristischen Vorteil, innerhalb einer historischen Anthropologie kompatibel zu sein. Außerdem könne man so zwei gängigen Mißverständnissen entgehen: Das eine sei die (moderne) Vorstellung, das Individuum könne seine Identität nur in Absetzung von der Gesellschaft gewinnen. Da im Mittelalter die soziale und die personale Identität weitgehend kongruent seien, beginne sich Individualität gerade dort abzuzeichnen, wo Differenzen zu konventionellen Mustern der Identität hervorbrechen. Das zweite Mißverständnis betrifft laut Gerok-Reiter die Engführung von Individuum und der durch das Bewußtsein seiner Einzigartigkeit ausgezeichneten Person. Sie erinnert daran, daß in der Tradition die Selbsterkenntnis als erster Schritt zur Gotteserkenntnis verstanden wurde. Die Einsicht in die Eigenarten des einzelnen führte deshalb nicht „zwingend zur Entdeckung der unverwechselbaren, individuellen Persönlichkeit, sondern zunächst zur Entdeckung des Höchsten und Allgemeinen in sich selbst“ (S. 39–40).

Als Konsequenz ihrer theoretischen Vorüberlegungen setzt Gerok-Reiter bei einem Individualitätsverständnis an, „das sich – in mittelalterlichen Kontexten – primär über die Kategorien der Nicht-Identität, der Differenz,

des Widerspruchs, des Gegensatzes, der Ab- und Ausgrenzung herausbildet und sich deshalb zuallererst über diese Kategorien fassen lässt“ (S. 41f.). Wogegen richten sich nun die Differenzierungsprozesse, die Gerok-Reiter in der mittelhochdeutschen Epik in den Blick nehmen will: einerseits gegen literaturspezifische Vorgaben, also der Narration inhärente Normen, andererseits gegen mentalitätsgeschichtliche Vorgaben. Stellt man solcherart von einem semantisch aufgeladenen Individualitätsbegriff um auf eine formal verstandene Abweichungsgrammatik, so generiert dies spezifisch neue Probleme. Diese Denkfigur fordert die möglichst feste Etablierung der Norm, das heißt, diese muß mit möglichst hohen Geltungsansprüchen ausgestattet werden, nur dann ist eine Abweichung von ihr signifikant. Gerok-Reiter verweist deshalb nachdrücklich auf „die ausgeprägte Traditions-, Norm- und Schemagebundenheit mittelhochdeutscher Epik“ (S. 43). In dieser Allgemeinheit wird man dem sicherlich zustimmen, doch im einzelnen ist die normative Geltung gerade von Erzähldispositiven in den untersuchten Texten durchaus diskutabel; diese Diskussion muß die Autorin allerdings für ihr Argument so weit es irgend geht zurückdrängen. Doch abgesehen von diesem systematischen Problem kann Gerok-Reiters Verständnis von Individualität als Differenzkategorie als methodische Basis der Interpretationen im textanalytischen Teil der Studie durchaus überzeugen.

Beim *Nibelungenlied* steht Hagens Gestalt zwischen dem Inbegriff von Vasalität und dem Repräsentanten heroischer Exorbitanz im Zentrum. Allerdings agiere er nicht nur nach diesen Handlungsmustern, sondern unterlaufe sie zugleich beziehungsweise könne über sie als Mittel zum Zweck verfügen. Hierdurch werde laut Gerok-Reiter eine Unverbindlichkeit erzeugt, die „das Anarchische frei[zu]setzen vermag“ (S. 87). Seine Inkommensurabilität unterscheide Hagen von anderen (typischen oder exemplarischen) Figuren und mache ihn zu einer formal individuellen Figur, also einer einzigartigen Figur „ohne Innenleben, ohne Personalität, ohne Subjektivität“ (S. 92). Auch Cundrie, bei der Gerok-Reiter ihre *Parzival*-Interpretation beginnt, vereinige Attribute der individuellen Figur, ohne zur Individualität zu werden. Sie könne als „ein erstaunliches Novum in der höfischen Epik“ (S. 113) gelten, da an ihr demonstriert werde, wie widersprüchliche Attribute zugleich in einer Figur wirksam sein können. Cundrie spiegle damit die Problematik des Helden, der ebenfalls als eine habituell widersprüchliche Figur, die sich nicht verändere, zu beschreiben sei. Auf seinem Weg zum Gral werde nun Parzival immer wieder an die Schwelle des Selbst- und Schuldbewußtseins geführt, ohne sie eigentlich zu überschreiten: „D.h. wie Cundrie nur das ‚Exempel‘ einer ‚Individualität‘ sein konnte, so wird Parzival zum ‚individuellen‘ Helden ohne entsprechende Selbsterkenntnis, zumindest ohne entsprechende Artikulation für ein solches Erkennen“ (S. 145).

Gottfrieds Tristanfigur agiere stets in der Spannung zwischen bestmöglicher Erfüllung der Norm und prinzipieller Abweichung von ihr. So vertrete Tristan als Wunderkind die höfischen Vorgaben in exemplarischer Weise, als Fremder im Land fehle ihm jedoch jegliche soziale Identität, weshalb er sich eine solche kurzerhand inszeniere. Hierin sieht die Autorin eine grundsätzliche Absage an den idealen Typus. Gerok-Reiter beschreibt Gottfrieds poetisches Verfahren analog zum genannten Beispiel generell als ein „kon-

trapunktische[s]“, das durch die „Setzung einer typusgerechten Position im nicht mehr zu überbietenden Superlativ [gekennzeichnet ist], um in der Absetzung davon auf ein ganz Anderes, Besonderes zu verweisen“ (S. 164). Auch die radikale Abkehr der personalen Liebe von der Einbindung in soziale Funktionen akzentuiere Gottfried über diese „Ästhetik der Negation“ (S. 173). Das neue Minneverständnis gründe auf der Einzigartigkeit des anderen, die gerade über seine nicht-idealen Züge Kontur gewinne. Hierdurch werde die Liebe zu einer inkommensurablen Erfahrung, die die Dominanz der emotionalen Attraktion ins Zentrum setze. Ähnlich sei auch die Minne Giburgs zu Willehalm angelegt. Entscheidend neu ist laut Gerok-Reiter allerdings, daß hier Individualität erstmals eine positive Semantik erhalte. Wolframs Neugestaltung Giburgs liest die Autorin als eine Individualisierung der Figur. Ihr Ehebruch verliere durch die Aufwertung Tibalts jegliche Legitimation. Hierdurch werde akzentuiert, daß Giburgs Bindung an Willehalm auf einer selbstverantworteten Entscheidung beruhe und es sich zugleich um eine schuldhafte Liebe handle. Eine positive Konnotation gewinne diese Minne jedoch vom Glaubensmotiv her. Wie die Liebe sei die Bekehrung eine inkommensurable Erfahrung, auf die Giburg in der Taufe mit einem personalen Entscheidungsakt antworte; hierdurch „findet Wolfram erstmals ein positives Erklärungs- und Legitimitätsmuster für eine Minne, die sich den Regeln des funktionalen Allianzdispositivs entzieht“ (S. 215). Abseits sozialer Kriterien entfaltet sich nach Gerok-Reiter auch die Liebe zwischen Partonopier und Meliur. Ihre gegenseitige Wahl basiere allein auf ihrem Vertrauen in den anderen. Ihre Wahl werde dadurch zu einer personalen, jedoch auch zu einer „extrem angstbesetzte[n]“ (S. 264). Ausdruck finde die Individualität ihrer Liebe im Treffen im Dunkel, das ein Erkennen des anderen jenseits seiner sozialen Identität zulasse. Entsprechend sei das Sichttabu kein Schutz vor dem Außen, sondern richte sich nach innen. Sein Bruch bedeute deshalb primär einen „tiefen Vertrauensbruch“ (S. 272) und das Ende der individuellen Minne der Protagonisten. Im weiteren Verlauf der Handlung werde dann von der Konventionalisierung der Liebe zwischen Partonopier und Meliur erzählt.

Gerok-Reiters Studie weist in aller Deutlichkeit nach, daß es im Mittelalter noch keinen klar umrissenen Individualitätsdiskurs gibt. Dennoch könne man in der deutschen Literatur des 13. Jahrhunderts ein Interesse an diesem Thema feststellen, das sich insbesondere in mühsamen Differenzierungsprozessen und einer „erstaunliche[n] Hartnäckigkeit im Umgang mit der Frage nach der Dignität des Abnormen“ äußere (S. 294). Die Autorin erklärt dieses Interesse als ein „kontingentes Folgeprodukt literaturtheoretischer und literaturpragmatischer Fragen“ (S. 292). Hier kommt für Gerok-Reiter nun der Autor ins Spiel: „[D]as wahrnehmende, problematisierende und diskutierende Bewusstsein des Autors für die Unruhen und Divergenzen seines Textes und den daraus resultierenden Normenüberschuss oder Normenverlust seiner Protagonisten ist somit *conditio sine qua non* für die Semantisierung von Individualität im Text“ (S. 295). Warum die Verfasserin auf dem bewußten Umgang der Autoren mit Erzählmustern und Sozialnormen beharrt, diese also quasi zu souverän, rational und selbstbewußt agierenden Individuen (Burckhardtscher Prägung) erhebt, ist mir nicht recht verständ-

lich. Hier scheint das Individualitätsverständnis, das Gerok-Reiter in den theoretischen Prolegomena für das Mittelalter zurückgewiesen und durch ein historisch adäquateres ersetzt hatte, auf der Ebene der Autorintentionalität seine Rückkehr zu feiern. Dies ist gerade deshalb etwas irritierend, weil die Autorin in den Textanalysen bewiesen hat, wie fruchtbar ihr auf Inkommensurabilität, Nicht-Identität, Differenz, Abweichung und Ausgrenzung beruhendes Individualitätskonzept ist. Denn hierdurch kann sie zeigen, daß eine positive Semantik von personaler Einzigartigkeit dort beginnt, „wo anthropologisch-psychologische Kategorien ins Spiel kommen: Angst etwa, Hässlichkeit, Schuld, die Liebe im Kontext von Schuld“ (S. 301). Außerdem werde so deutlich, daß das Individualitätsbewußtsein nicht durch Selbst-, sondern durch Du-Erfahrung Kontur gewinne und daß der Schuldfrage eine wichtige Stellung in der ‚Semantik des Positivs‘ zukomme, denn sie führe das Ich zur Reflexion über das eigene Tun. Im Hinweis auf diese Aspekte eines sich sedimentierenden Individualitätsdiskurses in der mittelhochdeutschen Epik um 1200 liegt sicherlich eine wichtige Leistung von Gerok-Reiters Studie. Ihr besonderer Verdienst ist es allerdings, die Frage nach der Individualität im Mittelalter zugleich auf eine ganz neue konzeptionelle Grundlage gestellt zu haben.

Universität München
Institut für Deutsche Philologie
Schellingstraße 3
D-80799 München
beckeaja@gmx.de

Anja Becker